

Nr. 4

Illustrierte Unterhaltungs-Beilage

1904

27. 1.

DEM KAISER

27. 1.

Steig zu Sternenhöhen,
Steige deutscher Sang!
Laß die Banner wehen!
Schalle Glockenklang!
Aus der kleinsten Hütte
Dringt zu Gottes Thron
Für Dich fromme Bitte,
Hohenzollernsohn!

Wo heut Deutsche wellen
In der Fremde drauß,
Auch nicht tausend Meilen
Löschten Liebe aus.
Und ein freudig Grüßen
Uebers Welkenmeer
Trägt der Wind zur süßen,
Trauten Heimat her.



Unter Tun und Streben
Wollen wir Dir weih'n,
Bis zum Tod ergeben
Dir, o Kaiser, fein!
Wie die Regenwolke
Feld und Fluren speit,
Nährst in Deinem Volke
Du den deutschen Geist.

Für das Edle, Hohe,
Flamme unser Herz,
Schlage, lichterlohe,
Schlage himmelwärts!
Leucht in alle Lande,
Ueber alle Welt,
Daß von Deinem Brande
Jede Nacht sich hellt.

1859

1904

Das Gesicht.

Aus dem Französischen von Edgar Schmidt.

[Nachdruck verboten]

Mein Herz war von Bitterkeit erfüllt, und ich suchte die Einsamkeit und die Stille der Nacht. Mein Weg führte mich nie weiter als bis zu den Gärten von Chaillot, und gewöhnlich ging ich erst nach elf Uhr abends hinaus. Aber meine Seele war von so traurigen Bildern erfüllt, meine Phantasie erging sich in so düsteren Träumen, daß ich mich in diesem Zustande unfreiwilliger Erregung, wie leidende Seelen ihn häufig kennen lernen, oft gegen mancherlei Uberglauben wehren mußte, dessen mein Verstand sich schämte.

Eines Tages hatte ich später als gewöhnlich den gewohnten Spaziergang unternommen; und sei es, daß eine ungewöhnliche Dunkelheit mich in meinem Vorhaben getäuscht hatte, sei es, daß meine mehr als gewöhnlich wechselnden und absonderlichen Ge-

danken mich das Ziel meiner nächtlichen Wanderung aus den Augen verlieren ließen, die Glocke der Dorfkirche schlug plötzlich eins, als ich bemerkte, daß ich von meinem gewohnten Wege abgekommen war, und daß ich in meiner Zerstreutheit einen mir unbekannten Weg eingeschlagen hatte. Eiligen Schrittes ging ich der Richtung zu, aus der der Schall der Glocke gekommen war.

An einer Biegung des schmalen Weges erhob sich dicht vor meinen Füßen ein Schatten und verschwand in der Gede. Schauernd blieb ich stehen und bemerkte einen langen Stein in der Form eines Grabsteines. Ich vernahm einen Seufzer und hörte das Raub rascheln.

Am folgenden Tage suchte ich, da mein Geist sich noch mit diesem Abenteuer beschäftigte, fast zur selben Stunde denselben Ort auf — die Erscheinung wiederholte sich, und das Gespenst streifte mich im Vorbeigehen; seine Schritte schallten über den Boden; das dürre Gras raschelte hinter ihm und von Zeit zu Zeit konnte ich es zwischen den Weiden oder an

der Biegung eines Weges wie eine dunkle Wolke stehen sehen. Dieser unbeständigen und flüchtigen Spur folgend kam ich zu den Ruinen des ehemaligen Klosters Sainte-Marie; aber so viel ich auch zwischen den Trümmern umherirrte, ich fand nichts mehr.

Dieses zerfallene Kloster ist eines der traurigsten Bilder, die der Blick des Menschen in sich aufnehmen kann. Nur noch einzelne starke Pfeiler der Kirche sind stehen geblieben, die hier und da einige Ueberreste des zerfallenen Gewölbes tragen. Der Mond wirft sein bleiches Licht zwischen die Säulen hindurch, und der Uhu schreit auf dem Gesimse, man steigt zu den verwilderten Terrassen hinauf und geht an den langen Mauern entlang, wo der Fuß bisweilen über Gräben stolpert, man schreitet die zerbrochenen Stufen der Treppen hinunter, zwischen denen giftige Pflanzen, wie Wilsenraut und Schöllkraut wachsen, und gelangt zu ganz zerfallenen Gebäuden, von denen nur noch drohende Mauerreste und in fast wunderbarer Weise gestützte Giebel erhalten sind; dann führt uns der Zufall vielleicht in jene Trauerstraße, die

an einem feinen Abhang hinunter unter feuchten Gewölben hindurch zu den alten unterirdischen Begräbnisstätten führt, in denen man beim Schein einer ertöschenden Lampe auf den zerstreut umher liegenden Grabsteinen noch die Namen der kesschen Jungfrauen entsiffern kann, deren irdische Hüllen einst hier beigelegt wurden. Solchen Eindrücken vermag auch das härteste menschliche Gemüt nicht zu widerstehen. Auch meine Sinne wurden von diesen Bildern so völlig gefangen genommen, daß ich die seltsame Begegnung, welche mich veranlaßt hatte diese Ruinen zu durchstöbern, fast ganz vergessen hatte; erst am nächsten Tage regte sich in meiner Seele wieder lebhafter der Wunsch, diesem geheimnisvollen Wesen auf die Spur zu kommen, dessen Anblick mich so sehr erregt hatte, und das sich in diesem großen Grabe eine Wohnung erwählt hatte, die ebenso geheimnisvoll war, wie dieses Wesen selbst.

Um ein Uhr schlich ich mich mit angehaltenem Atem und leisen Schritten zu dem Grabe und übertrafste wieder das Gespenst.

Unbeweglich saß es da, die Augen starr auf einen bestimmten Punkt des Himmels gerichtet. Es war ein magerer, sehr abgezehrter Jüngling; er war in Lumpen gehüllt und die wirren Haare fielen ihm in dichten Locken über die Schultern herab. Wenn man ihn so mit weitgeöffnetem Munde, vorgestrecktem Halse und steifen Armen in überaus aufmerksamer Haltung sitzen sah, so hätte man glauben mögen, er sei in ernste Betrachtung versunken. Aber ein Seufzer entschlüpfte seinen Lippen und ließ mich darauf schließen, daß er nicht gefunden hatte, was er zu suchen schien.

Da gewahrte er mich und sprang auf, um zu fliehen. Dann blieb er plötzlich stehen, und sah mich ruhig an.

„Was willst Du von mir?“ fragte er.

„Dich kennen lernen und Dich vielleicht trösten.“

„Du bist ein Mensch,“ erwiderte er, „und Dein Herz ist nicht besser als das der anderen. Ich liebe Dein Geschlecht nicht. In meiner frühesten Kindheit fand ich noch einige, die Mitleid hatten für die Schmerzen der anderen — das waren edle, Gott wohlgefällige Herzen; heute ist es ganz anders.“

Er schüttelte den Kopf und trocknete sich die Augen.

„Auch heute gibt es noch solche Menschen,“ warf ich ein, „verschließe Dein Herz nicht vor Deinen Brüdern.“

„Ich habe keine Brüder mehr. Haben die Unglücklichen noch Brüder? Sieh, wie hager und elend, sieh, wie schmutzig ich bin! Am Tage leide ich Hunger und des Nachts bette ich meine müden Glieder auf Schmutz und in den Schlamm der Stümpfe. Gott hat mir schlechte Tage beschieden. Bisweilen trübt sich mein Blick und nur mühsam vermag ich die Zähne zu schließen. Meine Brust hebt sich, meine Nerven zittern, wie die Saiten einer Harfe; ich fühle die Tränen, die aus meinen Augen rinnen wollen; ich fühle die Kälte, die mir durch die Glieder läuft und das Mißbehagen, das mir die Kehle zusammenschneidet. Sie sagen, ich sei fallüchsig und verrückt, und wenn sie an mir vorübergehen, streifen sie mich mit einem verächtlichen Lächeln. Solch ein erbärmlicher Mensch bin ich.“

Er setzte sich auf das Grab, und ich setzte mich dicht neben ihn.

„Ich könnte es Dir wohl erzählen,“ sagte er plötzlich. „Sie wird ohnehin heute Nacht nicht kommen. Siehst Du jene schwarze Kuppel, die dort hinten in den blauen Himmel hinein ragt? Und siehst Du jenen Stern, der in reiner Klarheit schwebend, über ihr leuchtet? Das ist sie, Du kannst es mir glauben, denn sie selbst hat es mir gesagt. Aber heute Abend kommt sie nicht mehr herunter. Ich war ebenso wohlhabend wie Oktavia; aber der Erde eines vornehmen Hauses bewacht sich um ihre Hand und ihre Eltern wiesen mich ab. Zwei Tage vor ihrer Hochzeit wandelte ich unter den Bäumen des Hotel Luxembourgeois auf und nieder und weidete mich an meinem Schmerz. Was träumte ich nicht alles?“ „Ich will,“ so sagte ich mir, „mit einem scharfen Dolch bewaffnet in den Festsaal eindringen und die Geliebte und mich selbst in die Ewigkeit

versetzen; oder ich will in der Kirche eine Banik verursachen, und Oktavia aus der Mitte ihrer bestürzten Freunde entführen; oder ich will den Schreden einer Feuersbrunst verbreiten, während man die Vorbereitungen zu ihrer Hochzeit trifft; und in der Verwirrung, die eine solche Schreckenszene hervorrufen wird, die Geliebte lebend oder tot rauben und vor dem Verbrechen einer neuen Liebe bewahren. Da kam sie vorüber. Ihr feines Gewand rauschte. Ich zitterte am ganzen Körper; eine rötliche Wolke umdunkelte meinen Blick; das Blut strömte mir zum Herzen zurück.“

Sie hatte mich erkannt, meine Oktavia. „Ich werde bald wieder einmal diesen Ort aufsuchen,“ sagte sie zu ihren Begleitern; „die Stille der Nacht muß hier wunderbar sein. Ich werde bald wieder kommen; vielleicht morgen schon.“

„Wie süße Musik klingen uns die Worte der Geliebten und lange hallen sie in uns wieder; alle unsere Gedanken bemächtigen sich derselben, die Seele bringt ganz darin ein. Man glaubt mit ihrem letzten Gedanken sie selbst an sich zu fesseln.“

„Immer wieder wiederholte ich mir ihre Worte: „Ich werde bald wiederkommen; vielleicht morgen schon komme ich wieder.““

„Vielleicht morgen schon,“ sagte sie. Aber sie kam nicht. Es schlug ein Uhr.

Und dann erfüllte eine schauerliche, in langen Zwischenräumen angeschlagene Glocke die Luft mit düsterem Totengeläut.

Es ist mir nicht möglich, Dir die Erregung zu beschreiben, die meine Sinne plötzlich befiel; aber sie schien vom Himmel auf mich herabgefallen zu sein. Wie dem auch sei, mit unwiderstehlicher Gewalt zog es mich nach dem väterlichen Hause Oktavias und die Schar der geschäftigen Diensthofen durchbrechend, blieb ich unter den Fenstern der von ihr bewohnten Zimmer stehen.

Die Fenster waren offen. Hinter den Vorhängen sah man Schatten und Fackeln vorüber huschen, und dumpfe Wehklagen drangen aus der Tiefe des Zimmers hervor. — „Sie ist tot!“ schrie ich verzweifelt. — „Nein,“ antwortete ihr Vater, mich krampfhaft an sich drückend, „sie schläft.“

Sie lag in ihren mit totem Damast überzogenen Kissen; daneben stand auf einem Tischchen eine brennende Kerze, zu ihren Füßen lag ein Buch; ein Priester saß unbeweglich an ihrem Lager; ihre Mutter lag besinnungslos auf dem Boden. Eulalia weinte bitterlich, und ein schwarz gekleideter Herr sagte mit schrecklicher Ruhe: „Es ist keine Hoffnung mehr; ich wußte es wohl, daß sie nicht zurückkommen würde.“

Ich habe völlig vergessen, was in dem auf diesen Abend folgenden Jahre mit mir geschah; denn wie man mir sagte, bin ich krank gewesen, und meine Krankheit erregte Abscheu und Schrecken. Seit Oktavia gestorben ist, hat mich niemand mehr lieb gehabt.

Ein Jahr später ging ich genau an demselben Tage die bei Gelegenheit eines Volksfestes festlich beleuchtete Rue de Tournon hinauf; langsam bahnte ich mir meinen Weg durch zahllose Gruppen heiterer Menschen, deren rohe Freudenausbrüche meine Trauer vermehrten, als es plötzlich ein Uhr schlug. Hätte der Glockenschwengel mich selbst getroffen, er würde mir weniger wehe getan haben, als da er jene Glocke berührte. Warum war diese Stunde nicht aus der Zahl der Stunden gestrichen worden, diese Stunde, deren leise verklingende Rauten Deine letzten ersterbenden Seufzer überdönte, meine Oktavia?

Da begrüßte mich ein Jüngling von engelgleichem Aussehen mit feuchtem, leuchtenden Blick und verschwanden in der Menge aus das Palais Luxembourgeois deutend.

Ich zögerte. Da erschien er mir wieder; eine Träne rollte über seine Wangen und fiel glänzend zu Boden.

Zitternd betrat ich den Park, ich, der ich niemals Furcht gekannt hatte; und der von meinen Schritten aufgewirbelte Staub, die sich durch das Laub der Bäume fliehenden Strahlen des Mondes und der ferne Räum der auf dem Heimwege begriffenen Menge, alles das erfüllte mich mit Angst und Schrecken. Endlich erschien sie mir, in weißen Gewändern und

Schleier gehüllt, wie an jenem schönen Abend, da wir langsam am Ufer der Seine dahin wandelten, und ich sah deutlich, wie sie der Morgenbämmerung gleich von zartem Dunst umgeben war. Ich verlor die Besinnung, aber Oktavia nicht von meiner Seite. Sie neigte sich über meinen regungslosen Körper und ihr heißer Atem erwärmte mein Herz. Ihre Küsse wanderten von meinem Munde zu meinen Augen und von diesen zu meinen Haaren. Ihre Arme umschlossen mich in weicher Umarmung und umgaben mich mit licht- und dufterfüllten Lüften. Eine süße Last der Wollust legte sich auf alle meine Glieder und als meine wieder ruhiger werdenden Sinne die Wonne dieses Nausches zu genießen begannen, als meine sehnsüchtigen Augen Oktavia rings um mich her suchten, gewahrte ich nur noch die Spur ihrer Flucht, einen bleichen zitternden Lichtstrahl, der sich bis zu jenem Stern hinauf zog und allmählich erlosch.

Ich weiß nicht, warum sie nicht mehr kommt; aber wenn sie nicht bald kommt, werde ich zu ihr gehen.

„Ich glaube, ich werde gehen,“ wiederholte er halblaut.

So lautete die Erzählung dieses Fallüchtigen, nach dessen weiterem Schicksal ich mich lange vergebens erkundigte. Ich hatte schon alle Öffnung aufgegeben, ihn jemals wiederzusehen, als ich zufällig erfuhr, daß man im Irrenhaus zu Bicêtre einen berartigen Menschen gefunden habe. Ich eilte dorthin und ließ mich an sein Bett führen. Ich fand nur noch ein fast gänzlich abgezehrtes Gerippe von schrecklicher Leidenblässe. In seinen Augen glühte jedoch noch einiges Feuer, und sie bewegten sich ziemlich lebhaft in ihren tiefen Höhlen; aber sein Blick tat mir wehe.

Nachdem er einige Minuten nachgedacht hatte mit der Miene eines Mannes, der sich bemüht, seine wirren Erinnerungen zu ordnen, verzogen seine Lippen sich leicht zu einem bitteren Lächeln, und er neigte sich freundlich zu mir herüber.

„Ich wußte wohl,“ sagte er, „daß ich zu ihr gehen würde; wohl morgen schon werde ich zu ihr gehen; Oktavia ist gekommen, mich zu sich einzuladen, und sie hat mir ein Pfand unserer nahen Vereinigung zurückgelassen; denn,“ fuhr er fort, „es ist wirklich die Hand meiner Oktavia, die sich mir stöhnlich offenbart, und zwar ist es nicht eine vom Tode des Fleisches entkleidete Hand, nicht eine schwarze, häßliche Hand wie die der Skelette, die lange im Grabe gelegen haben, sondern es ist eine Hand von schönerer Form, als die Engel sie haben. Zwar habe ich sie bisher noch nicht berühren dürfen; aber wenn meine Stunde gekommen sein wird, so wird diese Hand mich fassen und in den Himmel empor ziehen.“

Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, betrachtete er sein Kopfkissen mit Entsetzen erregender Freude und rief mit dumpfer, irrer Stimme: „Da, immer ist sie da, und da ist auch der längliche Dnyr an ihrem kleinen goldenen Ring.“

„Ach, morgen erst kann ich zu ihr gehen!“ wiederholte er seufzend.

Wie launenhaft sind doch oft die Sprünge einer lebhaften oder leichtgläubigen Phantasie. So glaubte ich zu sehen, wie der Strohlach, auf dem sein Kopf ruhte, sich unter dem Druck von Oktavias Hand senkte und deren Eindruck bewahrte.

Und weiß ich denn, Du Unglücklicher, den sie wahnsinnig nennen, ob Deine vermeintliche Krankheit nicht der Ausdruck einer stärkeren Empfindsamkeit, einer vollkommeneren Organisation ist, und ob die Natur nicht all Deine Kräfte durch diese Steigerung befähigte, unbekannte Welten zu durchdringen?

Dieser Gedanke beschäftigte mich noch, als ich am nächsten Tage wieder diesen Ort aufsuchte. Ich trat an das Bett des Fallüchtigen und sah ihn nicht; aber ein über sein Lager gebreitetes Leichentuch ließ mich seinen darunter liegenden Körper erraten. Eine kleine Kerze brannte neben dem Bette, sonst war alles wie gewöhnlich.

Später am Abend begab ich mich an den Ort, wo ich ihn einst zum erstenmal getroffen hatte, und ich setzte mich auf den Leichenstein, auf dem wir damals beide geessen hatten. Man hatte ihn ver-

schoben, wohl in der Absicht, ihn mit fort zu führen, um ihn als Markstein eines Feldes oder als Eckpfeiler eines Gebäudes zu gebrauchen. Ich hörte es ein Uhr schlagen, und ich berechnete, daß diese Nacht die zweite Wiederverkehr von Marias Todestag stattfinden müsse.

Der Himmel war trübe; eine dunkel drohende Wolke verhüllte meinem Blicken zunächst das Bild jenes Sternes, in dem ihr Freund sie so oft gesucht hatte; aber allmählich trat er langsam aus der Dunkelheit hervor und wurde immer glänzender.

„Armer Wahnsinniger!“ sagte ich laut vor mich hin, „was ist alle eitle Wissenschaft der Erde gegen die Entdeckungen, die Du in diesem Augenblick machst? Für Dich ist keines der Wunder mehr dunkel, die das Staunen so vieler Gelehrten erregen, und wenn auch eine Wolke Dein Leben trübte, so hast Du sie durchbrochen gleich diesem Stern, um in einem neuen Leben zu ursprünglicher Armut und Schönheit zurückzuführen!“

Die Klugen und die Schläuen.

Roman von Arthur Zapp.

[Hochstimmung]

[Nachdruck verboten]

Hier und da traf er auf verwildert aussehende Gestalten, die in zerlumpte Kleider aus der Landstraße an ihm vorüberzogen. Und deren wilde, begehrliche Blicke nichts weniger als Vertrauen einflößten. Das waren offenbar entlassene Soldaten, die nach ihrer Heimat wanderten oder die, des Arbeitens entwöhnt, sich vagabundierend umhertrieben. Des Reiters Hand zuckte dann instinktiv nach dem Revolver, den er in der Tasche geladen bei sich trug, und atmete jedesmal auf, wenn sein schnelles Noh ihn aus der gefährlichen Nachbarschaft getragen hatte.

Am zweiten Abend seiner Reise wollte sich das erwünschte Nachtquartier nicht zeigen. Schon begann die Dämmerung sich über die Landschaft zu breiten. Er ritt an einem Waldsaum entlang. Endlich erblickte er in der Ferne Häuser; aber er hatte erst den kleineren Teil der wohl fast noch eine Stunde betragenden Entfernung zurückgelegt, als plötzlich drei unheimliche Kerle aus dem Walde hervordrangen und sich dem überraschten Reiter in den Weg stellten.

„Halt!“ rief der erste ihm drohend zu und fiel seinem Pferde in die Zügel, während die andern beiden Wegelagerer von der Seite auf ihn einbrachten.

Sich durch die Flucht den Strolchen zu entziehen, dazu war es zu spät. Und da er sah, daß die Lage äußerst ernst war, riß er rasch seinen Revolver aus der Tasche und feuerte ihn ohne Bedenken gegen den Kerl ab, der mit kräftiger Faust das sich heftig sträubende Pferd gepackt hielt.

Aber die Dunkelheit sowohl wie die Bewegung des Pferdes ließen ihn sein Ziel verfehlen, und noch ehe er zum zweiten Schuß kommen konnte, hatten ihn die beiden anderen Räuber vom Pferde gerissen. Während ihn der eine am Boden hin und her geriet, hieben die beiden anderen mit derben Knütteln auf ihn ein, bis der ohnedies von der langen Gefangenschaft Erschöpfte das Bewußtsein verlor. Als Dietrich Henning wieder zu sich kam, war es stockdunkle Nacht. Die drei Strolche schienen längst verschwunden. Hilflos, noch immer halb betäubt, unfähig sich zu erheben, bei der geringsten Bewegung von heftigen Schmerzen gepeinigt, lag der Ueberfallene am Boden. Er trug Bedenken, jetzt zur Nachtzeit durch Hilferufe vielleicht andere Wegelagerer auf sich aufmerksam zu machen, wenn auch der Nachtaum ihm Gesicht und Kleider nekte und ihn in seiner leichten Kleidung — sein Mantel war auf dem verschwundenen Pferde aufgeschmalt — fröstelte und schauderte.

Der Morgen begann schon zu dämmern, als Henning, aus leichter Ohnmacht erwachend, Stimmen vernahm, eine männliche und weibliche und das Knirschen und Quietschen von Wagenrädern. „Hierher! Hilfe!“ begann Dietrich Henning zu rufen, denn sein Zustand war unerträglich geworden

und er wollte lieber des Schlimmsten gewärtig sein, als noch länger mit seinen fast erstarren Gliedern hilflos im Grafe liegen.

Es dauerte nicht lange, bis ein Mann und eine Frau herankamen und sich dem Verletzten, der mit Mühe seinen Arm erhoben hatte, näherten. Es waren noch junge Leute in der einfachen von harter Arbeit zeugenden Kleidung ärmlicher Landleute. Mit leibig bemühten sie sich um den Leidenden und hoben ihn, so sanft es ihnen nur möglich war, vom Erdboden auf, um ihn nach dem leeren Handwagen, den sie gemeinsam gezogen hatten, zu tragen.

Das ganze Gebahren und die ehrlichen, freundlichen Gesichter der beiden waren so vertrauens-erweckend, daß Dietrich Henning sich nicht bedachte, ihnen mit kurzen Worten zu berichten, was ihm widerfahren und woher er kam. So erschöpft er auch war, es entging ihm nicht, daß ein finsterner, nachdenklicher Schatten sich auf die freundlichen Züge des Mannes senkte und daß auch die Frau verlegen dreinblickte, während er über seine Persönlichkeit Aufschluß gab. Und nun betetete sie ihn mit unschlüssigen Mienen auf den Erdboden neben dem Wagen und zogen sich von ihm ein paar Schritte zurück, um sich eifrig mit flüsternder Stimme miteinander zu besprechen.

Endlich kehrten sie mit entschlossener Miene zu ihm zurück; der Mann nahm das Wort:

„Meine Frau hat recht,“ sagte er. „Wir können Sie hier nicht hilflos liegen lassen. Wer weiß, ob sobald einer des Weges kommt. Ihr Zustand ist nicht derart, daß Sie noch lange auf Hilfe warten könnten. Wir wollen uns daher Ihrer annehmen, aber Sie müssen uns versprechen, daß Sie sich ruhig und still verhalten und daß Sie nichts tun werden, was Ihre Gegenwart bei uns unsern Nachbarn verraten könnte. Ihr Mantel seid bei unserm Volk hier noch immer verhaßt genug, ich aber habe ein paar Jahre im Norden verlebt und bin nicht so fanatisch wie die meisten anderen hier herum, und meine Frau ist aus Massachusetts gebürtig, aus der Gegend bei Boston, und ihr Herz hat im stillen immer für die Union geschlagen, wenn sie auch während des Krieges sich hat stellen müssen, als vernünftige und versuche sie die Yankees, wie es jeder andere hier getan hat und noch jetzt tut. Sie können sich denken, Fremder, daß wir mehr als andere auf unserer Gut sein müssen, und erfahre man je, daß wir freiwillig einen Nördlichen in unserm Hause aufgenommen und versorgt haben, unseres Bleibens wäre hier nicht länger und wir könnten noch von Glück sagen, wenn wir mit heiler Haut davonkämen. Wir haben unser bißchen Besitztum hier und unser Brod. Und darum sind wir gezwungen, mit unsern Nachbarn in Frieden zu leben.“

Dietrich Henning fühlte, daß er am Ende seiner Kraft angelangt war. Und so konnte er sich nicht auf wortreiche Versicherungen seiner Gefügigkeit einlassen. Er nickte nur ergeben und reichte dem Manne zum Zeichen, daß er in seine Bedingungen einwilligte, die Hand.

Er war schon bemußlos, als man ihn nun auf den Wagen hob. Und als nun gar das Rütteln und Stoßen des Wagens auf den unebenen Wegen begann, verließ ihn vollends das Bewußtsein. Er spürte nur noch, daß man eine Decke über ihn breitete, die ihn ganz und gar, vom Kopfe bis zu den Füßen, verdeckte.

Als er wieder erwachte, befand er sich auf einem weichen Lager in einem mäßig großen, aber sehr niedrigen Raum. Ein halbes Duzend kleiner runder Fensterlücken ließ Licht und Luft herein. Ueber seinem Haupte erblickte er Balken und Bretterverkleidung und erkannte, daß er sich auf dem Boden unter dem Dache eines Hauses befand.

In seinem Bette saß eine alte Frau.

„Wo bin ich?“ fragte er, sich erstaunt und verwirrt umblühend.

„Sie sind bei guten Freunden,“ sagte die Frau. „Mein Sohn und meine Schwiegertochter haben Sie auf der Landstraße aufgelesen. Halten Sie sich nur hübsch ruhig, damit Sie sich bald erholen. Aber Sie scheinen ja zu fiebern!“

Der Kranke hatte die Empfindung, als schöffe feurige Lava durch seine Adern. Die Folgen der im feuchten Grafe regungslos verbrachten Nacht kamen in einem heftigen Fieber zum Ausbruch. Wilde Fieberphantasien wechselten ab mit Perioden grenzenloser Schwäche. In den wenigen lichten Momenten, die der Delirierende hatte, wurde er gewahr, daß es ihm an sorgfamer Pflege nicht mangelte. Die alte Frau widmete ihm fast ihre ganze Zeit; auch das junge Ehepaar, das sich seiner so hilfreich angenommen, verbrachte ganze Stunden an seinem Lager. Und auch ein Arzt, der aus der nächsten Stadt geholt worden war, erschien ab und zu, um Arznei zu verschreiben und die nötigen Verhaltensmaßregeln zu erteilen.

In der Nachbarschaft war von den jungen Eheleuten verbreitet worden, daß die Mutter des Mannes schwer erkrankt sei, und zwar an einer ansteckenden Krankheit, sodaß niemand zu ihr gelassen werden könne. Dennoch mußte wohl, sei es durch Meuerungen des Arztes, sei es infolge anderer Umstände, ein Gerücht entstanden sein, das der Wahrheit ziemlich nahe kam, denn eines Nachts erschien ein Haufe maskierter Männer in dem Hause des jungen Paares, um Lynchjustiz zu üben. Hennings Rettung war es, daß sein Zustand inzwischen schon eine Wendung zum Bessern genommen hatte, die ihm ermöglichte, sich eilends, während die Eindringlinge die unteren Räume des Hauses durchsuchten, in seine Kleider zu werfen und sich durch das Giebelfenster an einem Strich in den Hof herabzulassen, um sich von da zwischen die Tabaksläuden auf dem nahen Felde zu flüchten.

So entging er zwar dem Haß eines fanatisierten Pöbels, aber ganz ohne nachteilige Folgen blieb das nächtliche Abenteuer nicht: ein Rückfall stellte sich ein, und abermals mußte er wochenlang in seinem Versteck das Bett hüten, während das Fieber den geschwächten Körper vollends entkräftete. Zehn Wochen hatte er bereits bei seinen freundlichen Besuchern zugebracht, als er endlich als Genesender das Bett verlassen durfte. Freilich an die Fortsetzung seiner Reise war zunächst noch gar nicht zu denken, denn er war so schwach, daß er sich nur mühsam von einem Stützpunkt zum andern schleppen konnte. Zum Glück war seiner Zeit bei dem Ueberfall am Walde den drei Wegelagerern nur seine Börse mit wenigen Dollars in die Hände gefallen, da Dietrich Henning die Vorsicht gebraucht hatte, den größten Teil seiner Baarschaft in das Unterfutter seines Rockes zu nähen. Dank diesem Umstande war er jetzt in der Lage, seine Pfleger zu entschädigen und sich selber die nötigen Stärkungsmittel zur Kräftigung seines Körpers gönnen zu können. Auch ließ er sich durch seinen gefälligen Gastfreund aus der nächsten größeren Stadt Material beschaffen, das ihn in den Stand setzte, während seiner Rekonvaleszenz an seiner Erfindung zu arbeiten. Gegrübelt hatte er bereits emsig während seiner Gefangenschaft ihm nun die Ueberzeugung, daß er auf dem bisherigen Wege überhaupt nie dahin gelangen würde, die Unvollkommenheit, die seiner Erfindung anhaftete zu überwinden. Er kam deshalb auf die Idee, einen ganz neuen Apparat zu konstruieren. Nun war zwar das Material, das ihm zur Verfügung stand, wie die improvisierte Werkstatt so mangelhaft und unzureichend, daß er den Apparat selbst nicht in der gewünschten Weise herstellen konnte, aber er fand doch das Prinzip, das er zu befolgen hatte, und konnte in der Theorie feststellen, was er später unter günstigeren Verhältnissen praktisch zur Ausführung bringen wollte.

Endlich hatten seine Kräfte soweit zugenommen, daß er sein Versteck verlassen und sich nach der nächsten Bahnstation begeben konnte. Von da an nahm seine Heimreise den regelrechten Verlauf, und hochföhlenden Vergnügens, in einer zwiespältigen Stimmung banger Spannung und freudiger Erwartung langte er nach einigen Tagen in New-York an.

* * *

Es war Harry Bradley nicht schwer gefallen, eine Stelle als Gehilfe in einem Handlungshause zu finden. Sein Gehalt war zwar verhältnismäßig gering und es hätte nicht ausgereicht, wenn er nicht die Ansprüche erheblich eingeschränkt hätte, die er früher als Sohn des reichen Chefs einer großen Firma an das Leben zu stellen sich gewöhnt hatte. Aber die Liebe und Dankbarkeit Margarets, die keine wichtigere Aufgabe kannte, als ihm zu Gefallen zu leben, entschädigte ihn dafür reichlich. Gegen seinen Vater trug er von ihrer letzten Unterredung her bittren Groll im Herzen, und je inniger und tiefer seine Liebe zu Margaret wurde, desto ungeheurer und verkehrender erschien ihm seines Vaters Forderung.

Carrie kam oft, um sich an dem häuslichen Glück ihres Bruders zu erfreuen und um Margaret selbst zu beweisen, daß ihres Vaters Vorurteil keinen Einfluß auf ihr Empfinden ausübte. Freilich, auf der anderen Seite blieben alle ihre Versuche, ihren Vater umzusimmen und zwischen ihm und Harry eine Versöhnung zu bewirken, völlig fruchtlos. Denn Mr. Bradley war über Harrys Unvernunft, wie er es nannte, tief erbittert, und im stillen hoffte er immer noch, daß die Not Harry umstimmen und daß er eines Tages reumütig in das Vaterhaus zurückkehren werde.

Mr. Cunninghams unermüdlichen Bemühungen war es inzwischen gelungen, Carrie'seinen Bewerbungen um ihre Hand wenigstens soweit geneigt zu machen, daß sie ihm das Versprechen gegeben hatte, keinem anderen Manne als ihm angehören zu wollen, sobald sie sich überhaupt entschließen würde, zu heiraten. Ein förmliches Verlöbniß hatte nicht stattgefunden, aber Carrie hatte ihrem Bewerber zugesagt, daß sie ihm noch vor Ablauf des Jahres ihre endgiltige Antwort geben würde.

Das, was Carrie zu dieser bedingenden Zusage veranlaßte, war die Hoffnung, durch ihre Heirat mit Joshua Cunningham ihren Vater zur Milde und Gefügigkeit gegen Harry zu stimmen, an dem ihr Herz mit der ganzen Kraft seines tiefen Empfindens hing, nachdem es seine süßeren Hoffnungen hatte aufgeben müssen.

War nicht dieses Zerrwürfnis mit seinem einzigen Sohne gewesen, Mr. Bradley hätte alle Ursache gehabt, sich glücklich und zufrieden zu schätzen. Der Krieg, der Tausende in ihrer Existenz geschädigt, viele überhaupt um ihr ganzes Hab und Gut gebracht, hatte ihm im Gegenteil schnelleren Gewinn zugetragen und in wenigen Jahren sein Vermögen verdoppelt. Und nun stand ihm ein neues Unternehmen in Aussicht, das vielleicht noch glänzenderen Gewinn abwarf, als es je eine seiner früheren geschäftlichen Unternehmungen getan hatte. An Dietrich Hennings Tod war ein Zweifel kaum mehr möglich, und damit ging die Erfindung, die der Thörichte, sein Leben dem ungewissen Schicksal des Krieges aussetzend, ihm allerdings unvollendet zurückgelassen hatte, in seinen alleinigen Besitz über. Der Prozentsatz des Gewinnes, den er für den Fall des Todes des Erfinders den Erben in Hennings Vaterstadt vertragsmäßig zugesichert hatte, war so gering, daß er ihm nicht die Freude an dem erworbenen guten Gewinn trüben konnte.

Neuerdings hatte er einen talentvollen armen Teufel von Ingenieur aufgespürt, der ihm der geeignete Mann zu sein schien, Hennings Erfindung zu einem befriedigenden Abschluß zu bringen. Er hatte

den jungen Mann für eine bestimmte Zeit verpflichtet und ihm auch einen kleinen Gewinnanteil zugesichert für den Fall, daß es ihm gelingen würde, in dieser Frist das, was dem Kopiertelegraphen noch mangelte, zu erfinden. Der Ingenieur hatte sich zugleich mit wahren Feuereifer an die Arbeit gemacht, aber es wollte ihm nicht gelingen, die erlösende Idee zu finden.

So standen die Angelegenheiten Bradleys und seiner Familie, als eines Tages das Ungeahnte, Erwartete geschah. Die Thür zur Private-Offiz der Firma Georg C. Bradley öffnete sich und herein trat, munter, wohltaun, in voller Gesundheit Dietrich Henning, der Totgelaubte. Dem Chef des Hauses George C. Bradley fuhr die Ueberraschung und der Schreck dermaßen in die Glieder, daß er eine ganze Weile starr, keines Wortes mächtig, dastand. Erst als der Näherkommende zu sprechen begann und ihm zur Begrüßung herzlich die Hand entgegenstreckte, erholte er sich so weit von seinem Staunen, daß er seinem

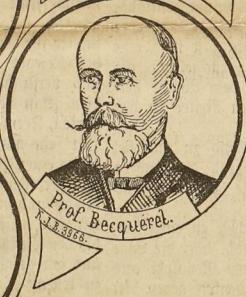
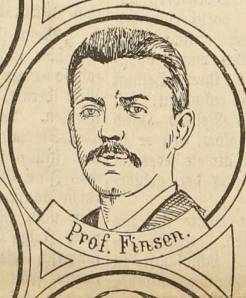
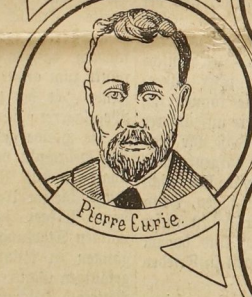
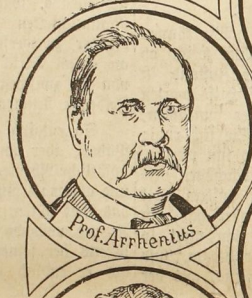
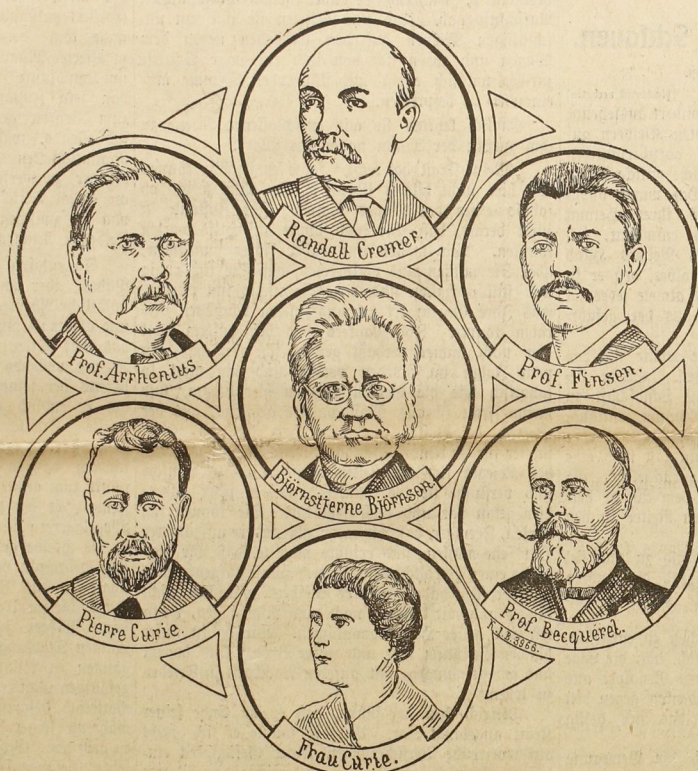
„Ja, Mr. Henning,“ sagte er und kraute sich mit der Hand hinter den Ohren, „das ist nun eine böse Geschichte.“

„Eine böse Geschichte, Mr. Bradley?“

„Allerdings. Sie erinnern sich doch der Abmachung, die wir für den Fall Ihres Todes getroffen haben.“

„Ja — jawohl. Für den Fall, daß ich aus dem Feldzug nicht mehr zurückkehren würde, sollte Ihnen das Recht zufallen, meine Erfindung durch irgend einen Ihnen fähig erscheinenden Sachverständigen zum Abschluß bringen zu lassen. Aber ich bin ja doch nicht tot, Mr. Bradley, sondern ganz lebendig.“

Das Lächeln, das bei dieser humoristischen Erklärung die Züge des Sprechenden erhellte, fand keinen Widerchein in des Kaufmanns Mienen. Er entgegnete vielmehr durchaus ernst: „Daß Sie noch leben, Mr. Henning, sehe ich, und es freut mich in Ihrem Interesse, aber Sie werden mir einräumen, daß ich allen Grund hatte, an Ihrer Wiederkehr zu zweifeln und anzunehmen, daß Sie eines der unzähligen beklagenswerten Opfer dieses unglückseligen Krieges geworden seien.“ (Fortsetzung folgt).



Die Empfänger der Nobelpreise. (Text Seite 30.)

unerwarteten Besuch mit den halb ernsten, halb scherzhaften Worten: „Sind Sie oder sind Sie nicht, Mr. Henning?“ einen Stuhl anbot.

Während nun Dietrich Henning erzählte, wie es ihm ergangen und welche Abenteuer er bestanden hatte, fand Mr. Bradley seine Fassung so vollständig wieder, daß er sogleich spekulativen Sinnes die Frage bei sich erörterte, welchen Vorteil er aus dem unverhofften Wiedererscheinen des Erfinders des Kopiertelegraphen für sich erzielen könnte. Dietrich Henning war es selbst, der das Thema zuerst anstieß, indem er am Schluß seines Berichts die Aeußerung tat: „Mr. Bradley, etwas Gutes bringe ich doch von meinem unfreiwilligen Aufenthalt in Georgia. Ich hoffe, Ihnen in ganz kurzer Zeit meine Erfindung in einem verbesserten und vollendeten Zustande vorführen zu können.“

Aber anstatt diese Mitteilung mit freudiger Anteilnahme zu begrüßen, zeigte Mr. Bradley eine Miene der Bestürzung und legte sein Gesicht in ernste und nachdenkliche Falten.

Die Geburtstagsfeier.

Von Carl Lüber.

„Mögen wir für morgen an Deinem Geburtstage nicht ein paar Bekannte einladen, Martin?“ fragte Frau Schulze ihren Ehemann. „Nun waren wir schon bei Müllers, bei Lehmanns und Krauses — da werden wir uns doch wohl verabschieden müssen.“

„Ach was, Mumpitz!“ unterbrach sie ärgerlich Herr Schulze. „Bringt nur Kosten und Umstände, so eine Geburtstagsfeier mit Gästen. Nein, lieber nicht.“

„Dann hätten wir eben auch nirgends hingehen sollen. Willst Du Dich so fälschlich zeigen? Wie würde man da über uns reden! Nein, das geht nicht. Dein Geburtstag wird gefeiert, und ich lade Müllers, Lehmanns und Krauses ein!“

Die behäbige Frau Schulze war ganz böse geworden.

„Na, dann habe ich freilich nichts mehr zu sagen,“ gab der Mann klein bei. „Halt, noch eines: Viel darf die Geschichte nicht kosten, wir haben nicht so bide. Hörst Du, Miese?“

„Ja doch — ich werde es schon einrichten.“

Sie begann mit den Vorbereitungen zur Geburtstagsfeier, indem sie darüber nachdachte, was sie auf den Tisch bringen sollte. Es mußte gut, möglichst fein sogar, reichlich und — billig sein. Da heißt es austüfteln.

Der folgende Tag war ein sehr geräuschvoller und arbeitsreicher für Frau Schulze. Es galt, die Wohnung würdig vorzubereiten, die Tafel zu decken, Braten, Salat und Kompot fertig zu machen. Und zu allem war sie allein. So geriet sie denn bald in eine fieberhafte Aufregung. In der guten Stube legte und wuschte sie wie besessen, obwohl dies nicht gerade sehr nötig gewesen wäre, denn es durfte zu gewöhnlichen Zeiten ja jemand hinein, und die Polstermöbel und sonstigen „guten“ Sachen waren stets sorglich mit weißen Tüchern verhangen.

Nun aber wurden die Herrlichkeiten der guten Stube enthüllt. Frau Schulze wuschte dreimal Staub und war zuletzt ordentlich froh, wenn sie noch ein Atom irgendwo entdeckte.

Dann richtete sie die Tafel her. Dazu stellte sie ein breites, langes Brett über zwei Gestellen auf,

das sie zuerst mit zwei Bettlaken, dann mit dem schneeweißen Tafeltuch bedeckte. Zwei große, bunte Blumensträuße, zwei Aufzüge mit Früchten und Backwerk und ein silberner Brotkorb bildeten den Tafelschmuck.

Leider war Frau Schulzes Service schon recht reduziert und für eine festliche Gelegenheit unzureichend, ebenso war es mit den Bestecken und Gläsern bestellt. Da war nun nichts anderes zu machen, als die nötigen Sachen aus dem glücklicherweise nahen Verleihgeschäft zu nehmen.

Als die Tafel endlich fertig gedeckt war, mußte die abgehezte Hausfrau schleunigst in die Küche. Sie fand nicht die Zeit, einen Bissen essen zu können, denn alle Last und Arbeit ruhte auf ihr allein. Willy, der einzige Sproßling, mußte wohl zehnmal ins Kolonialwarengeschäft und in den Grünframladen laufen und bekam dafür nicht einmal den gewohnten Nachmittagskaffee; zu Mittag hatte es auch nur eine schnell bereitete Grünkernmehlsuppe gegeben.

Nun schlich er in die gute Stube, um, wenn möglich, ein Stüchchen Backwerk und vielleicht einen Apfel zu mausen. Und es gelang ihm sogar noch mehr: auch einige Köffel voll Preiselbeeren konnte er, gespannt nach der Tür hin horchend, hastig verschlucken. Dann eilte er ins Schlafzimmer, tauchte die klebrigen Hände in den Wasserkrug und fuhr sich über das Gesicht, um die etwaigen Spuren der Preiselbeeren zu beseitigen.

Im Schlafzimmer herumspähend, sah er in einem Winkel vier volle Weinflaschen stehen. Lüften ergriff er eine nach der anderen und unterluchte den Verschluß. Ei, das war ja prächtig! Die Korke waren bereits herausgezogen, und andere sahen nur leicht in den Flaschenhälsen; ohne Schwierigkeiten ließen sie sich entfernen und wieder hinein fiedeln.

Glücks — glücks! trank er aus der Flasche. Ah, das schmeckte aber! Wein bekam er nicht oft, obwohl er ein großer Freund davon war.

Aus allen vier Flaschen trank er einen Teil, und mit dem Waschwasser aus dem Krüge füllte er sie wieder voll.

„Nun merkt man nicht ein bißchen,“ dachte er erfreut und ging fröhlich, kühn geworden durch die Geister des Weines, in die gute Stube, um noch ein wenig von den Preiselbeeren zu naschen.

Der Abend kam, mit ihm die Stunde, in der die Gäste erscheinen sollten. Herr Schulze war aus dem Bureau gekommen und hatte sich in seinen guten Anzug gesteckt. Nun wartete er auf das „erste Läuten“. Sein Magen knurrte unzufrieden. Frau Schulze zog sich eben, glühend von der Herdhitze, ihr dunkelblaues Wollkleid an. Willy sprach, ungewöhnlich lustig, ausgelassen im Korridor herum.

Da klingelte es. Müllers kamen, hinter ihnen gleich Lehmanns, Krauses. Alle brachten Blumen, Frau Lehmann außerdem noch eine Dose Konfekt, die Willy fogleich für sich beanspruchte. Ueberhaupt zeigte er sich jetzt so unartig und dreist, daß die Mutter ihn am liebsten vom festlichen Mahle ausgeschloffen hätte. Doch das ging nicht gut an.

Endlich saß man bei Tisch.

„Nein, aber dieses reizende Service!“ rief Frau Müller bewundernd. „Das haben Sie wohl erst gekauft?“

Frau Schulze wollte fochen den Mund zu einem stolzen, wenn auch nicht wahrheitsgemäßen „Ja“ öffnen, da schrie Willy:

„Ne — 's ist aus dem Verleihgeschäft, und die Bestecke und Gläser auch.“

Seine Mutter platzte beinahe vor Aerger.

„Na, warte Du!“ dachte sie.

Der Braten, der Serringsalat waren vorzüglich; die Gäste pfeiften mit Appetit. Als der Wein eingegossen wurde, blinzelte Willy das farblose Nas an und unterdrückte mit Mühe das Lachen.

Herr Müller sprach einen kurzen Toast und leerte sein Glas auf Schulzes Wohl. Aber er verzog sein Gesicht.

„Den Nebenjaft kann Schulze ganz allein trinken!“ war seine Meinung.

Willy war nun doch in ein unbändiges Gelächter ausgebrochen.

Schulze versuchte wiederholt dem Wein einigen Geschmack abzugewinnen. „Miserabel,“ dachte er. „Da hat der Kaufmann die „Alle“ schön beschuppt.“

Keinem schmeckte der Wein. Doch die vier Flaschen mußten geleert werden. Das gehörte sich so.

Nach Mitternacht entfernten sich die Gäste unter Danksaugungen. Nun durfte Willy sich freuen, zumal er der Mutter Kleid durch einen Fettsfleck beschmutzt hatte.

„Du nichtsnutziger Bengel — was hast Du alles gemacht!“ Klatsch! hatte er eine Ohrfeige sitzen; zu einer zweiten holte die Mutter aus. Willy glaubte alles entdett.

„Verzeih — Mama — ich wills nicht wieder tun, ich will kein Wasser mehr in den Wein gießen!“ heulte er.

„Was! Wasser hast Du in den Wein gegossen? Darum war er so schlecht. 3 Du — Du — Du —“

Willy erzählte am folgenden Morgen seinen Mitschülern viel von der „großartigen“ Geburtstagsfeier, aber das es zuletzt noch mächtige Gieße gegeben hatte, verschwie er wohlweislich.

Häusliche Sorge, häusliches Glück.

(Schluß)

Frühe Dich selbst, Vater, Mutter, wenn Du nun plötzlich kinderlos daständest, — würdest Du ganz elend sein oder noch in Deinem Innern eine Freudeigkeit behalten, mit der Du in jenes bessere Leben hinüberblickst und ruhig und einsam Deinen Lebensweg auf Erden vollenden könntest? Frühe Dich selbst: wenn unvermuthet alle Deine Stützen fielen, wenn Du unausweichlich in die größte Armut geraten, vielleicht Dein dürftiges Brot mühsam auf andere Art oder in anderen Ländern suchen müßtest, würdest Du darum in Deinem Innersten vollkommen unglücklich sein oder noch einen aufrechten Mut behalten? — Der Weise, der wahre Christ trägt etwas in seinem Gemüt, das ihn von allem Unglück unabhängig macht und nicht auf die Urteile der Welt achten läßt. Er sieht nie ein Fels Gottes in Gewittern. Er ist größer als jedes Schicksal. Denn in ihm lebt der Glaube an Gott, die Hoffnung auf ein besseres Sein, die Hochachtung seiner selbst. — Zwar die Sorge ist ihm nicht fremd, aber die heimliche Furcht vor dem Mißlingen seiner Wünsche. Das Zeugnis seines Gewissens gilt ihm mehr als das Reden der Menschen. Er bezieht dem Herrn seine Wege; er weiß, der wirds wohl machen. Denen, die Gott lieben, müssen endlich alle Dinge zum besten dienen.

Und auch nur einem solchen rein christlichen Gemüte bringt häusliche Sorge häusliches Glück. Für den Weisen ist die Sorge nur der leichte Schatten, welcher im Gemäße seines Lebens die einfallenden Lichtstrahlen mildert oder glänzender hervortreten läßt. Eben dadurch wird, was ihn umgibt, wertvoller. Was uns einen kleinen Kummer macht, erweckt dafür desto lebhaftere Freude. Es achtet ja niemand seiner eigenen Gesundheit und freut sich keiner derselben so herzlich, als wer sie bedroht sah. Wie vieles würde uns gleichgültig bleiben, und uns arm an Vergnügungen lassen, wenn es nicht auch unsere Teilnahme und Besorgnis erregen könnte! Es wachsen tausend Pflanzen, aber die einzige, die wir selber besorgen und pflegen, macht uns mehr Lust, als die tausend übrigen.

Häusliche Sorge bringt häusliches Glück. Wie süß ist es nicht an sich schon, das Sorgengefühl für geliebte Wesen, die uns Gott gegeben! Würde eine Mutter wohl vorziehen, lieber ihr Kind nicht zu haben als die Sorge um dasselbe zu empfinden? Würde sich der Gatte seine Sorge um die teure Gattin, der Sohn die Sorge um den guten Vater nehmen lassen? liegt nicht in der Sorgfalt um das, was wir haben, der schönere Teil unseres Lebens? — Und geht es dann auch einmal nicht nach unseren Wünschen — alles wird durch die Liebe wieder gut. Man trägt leichter, was andere freudig mit uns tragen. Man findet sich durch Wort und Blick gegenseitig Trost ins Herz. Nach einem Sturme tut

wieder die Ruhe wohl. Nach jedem überstandenen Unglück fühlen wir uns erhabener. Der Mensch ist dann immer am größten, wenn er besteht im Zusammenbruch des Unbefindlichen.

Häusliche Sorge bringt häusliches Glück. — Wir müssen ja sorgen, um glücklich zu sein. Was unsere Sorge von uns nicht abwenden kann, das ist auch kein Unglück, sondern Gottes Werk, der es sendet. Es muß zu unserem Besten dienen! Daher ist jede Furcht und Mangellichkeit vergebens. — Es gibt nur ein einziges wahrhaftes Unglück — dies sind die Folgen der Sünde, die Folgen schlechter, unredlicher Handlungen. Wer will uns trösten, wenn unser eigenes Gewissen uns den Trost versagt?

Vater im Himmel, ich liebe Dich mit den Gefühlen des Kindes, welches seine Ohnmacht, seine beschränkten Einsichten kennt und Vertrauen hat auf des Vaters höhere Macht und Weisheit. Darum bin ich ruhig in Deinen heiligen Willen ergeben, ohne Bangigkeit wegen meiner und der Meinigen Zukunft. Füge Du es mit ihnen und mit mir, wie Du willst. Wir wissen es, denen, die Dich lieben, gereicht alles zu besten.

Darum will ich auch nicht mehr mit Furcht und Bangigkeit sorgen, sondern mit Mut und ruhigem Herzen. Nur so belohnt sich die Sorge, nur so ist sie dem durch die Lehre Deines Sohnes Jesu Christi geheiligten Gemüte angemessen. Jede andere ist entweder störrischer Eigensinn oder alzu inbrünstiges Festhalten an dem, was nicht unser ist und sein soll, oder alzu geringes Vertrauen auf Deine väterliche Weisheit und Vorsehung. Warum sollte ich denn auch zaghaft sorgen, da Du am besten weißt, was mir nütze ist, und Du mit Deiner Vaterliebe beständig für mich und die Meinigen Fürsorge trägst? Ich will meine Pflichten erfüllen; für das, was ich in meinem Verhältnisse, in meinem Stande tun muß, Sorge tragen — alles andere überlasse ich Deiner Leitung. Da werfe ich meine Sorgen auf Dich, Herr, Du wirst es wohl machen.

Das Leben der Wörter.

Der Däne Kristoffer Nyrop hat in einem lehrreichen Werk den „Leben der Wörter“ nachgespürt und manche hübsche Feststellungen erreicht. (Deutsche Ausgabe von Robert Vogt, Leipzig bei Ewald Amernikus.) Die Wörter, bei denen hier selbstverständlich zuerst nur die sprachlichen und später erst die fremden gemeint sind, führen ein sehr freies Leben und lassen sich auf die Begriffe zumeist in großer Willkür nieder. Nyrop führt da mit Recht den Franzosen Nabelais an, welcher gesagt hat: „Les mots ne signifient naturellement, mais à plaisir.“

Das Buch sichtet dies „Leben der Wörter“ — so entnehmen wir einem Auszug der „Straßburger Post“ — nach bestimmten Sprachgebräuchen. Dem Fremdwörterunflug gibt es kräftige Gieße; etwas Denksamkeit, die liebe Stille, die Sucht, etwas Besseres zu scheinen, als man ist, führt doch zumeist zum Gebrauche fremder Wörter, die nicht ohne weiteres von allen verstanden werden. Aber die Neigung, zu verhüllen, geht noch weiter. Eine tatsächliche Wendung wird durch das Gegenteil in der Verneinung ausgedrückt. Wenn Kaiser Napoleon III. seinen Ministerrat entließ, sagte er nicht: „Nun können Sie gehen, meine Herren“, sondern „Messieurs, je ne vous retiens pas“. Was bei uns wohl, auch wenn der Angeredete noch gar nichts vom Gehenvollen geäußert hat, so lautet: „Es tut mir wirklich leid, daß Sie schon gehen wollen.“ Und wenn einem Münchener hundschlecht zumute ist, bricht er dies zart aus: „Es ist mir heut gar mit recht ertra.“ Oder zur Verhüllung wird ein anderes Wort herbeigegeholt. Als in Paris der Cancan verboten wurde, tanzte man Quadrille; das war genau dasselbe, aber Quadrille war nicht verboten.

In der Fluchsprache billt sich das ursprüngliche Wort in Eriegungen, Umwandlungen, Abkürzungen oder dergleichen. Im Deutschen wird der Genitiv des Namens Gottes zu Pö in Pö Welt, Pö Wetter, Pö Blig und der Name Gott ist ausgelassen,

tun haben. Der Stabreim ist aber nicht bloß germanisch, sondern war auch den Römern bekannt. Die vielangezogenen Verse des Ennius lauten:
O Tite, tute, Tati, tibi tanta tyranne tulisti.
At tuba terribili sonitu tarantara dixit.
Vertikale Nebensarten verbanden nur dem Reime ihr Dasein. Ein französisches Kriertierliebchen liest dafür ein Beispiel:

A Paris . . . sur un cheval gris, A Rouen . . . sur un cheval blanc,
A Toulouse . . . sur un cheval rouge, A Cahors . . . sur un cheval fort,
A Agen . . . sur un poulain, A Tulle . . . sur un mule,
A Montauban . . . sur un éléphant, A Pau . . . sur un chameau,
A Lyon . . . sur un cochon.

Dem Mißverständnis wird bei Wortprägungen auch eine Rolle zuerkannt, namentlich bei dem Gebrauch von Fremdwörtern; so erhält irritieren hier und da die Bedeutung von irreführen, statieren von gestatten. Dahin gehört auch, daß eine fremde volle Endung wie eine einheimische behandelt wird; die Mehrzahl Muselmänner von Muselmann zeigt, daß man die Allah-Berehrer wie Viehdmänner — die sie doch eigentlich gar nicht sind — behandelt.

Schließlich kann es kaum noch verwundern, wenn festgestellt wird, daß auch die Naturkunde und die

Heilkunst in dem Leben der Wörter etwas zu sagen gehabt haben.

In der älteren französischen Dichtersprache werden die Gartenringelblume, le souci, und die Akelei l'ancolie, als Sinnbilder der Sorge und der Schmerz gebraucht, weil sauci gleich und mélancolie ähnlich lauten. Der Amethyst wurde früher als Heilmittel gegen akute Alkohol-Vergiftung angesehen, weil der alte Grieche seinen Rausch mit dem Worte bezeichnete: Methyo.

Die Geburtsstunde Kaiser Wilhelm II.

Es war am 27. Januar 1859. Ein nasskalter Wind fegte durch die Linden in Berlin, und wer es nicht nötig hatte, sich allzulange der unfreundlichen Witterung auszuweichen, flüchtete sich alsbald in die warme Stube.

Inbessen, vor dem Palais des damaligen Prinzen Friedrich staute sich eine große Menschenmenge, die erwartungsvoll zu den Fenstern des Palais empor sah. Der nasskalte Wind bemühte sich umsonst, schon seit der Mittagsstunde, die in tiefes Schweigen versunkene Menge auseinander zu treiben.

Inzwischen ging es geheimnisvoll im Palais zu. Dann und wann fuhr ein geschlossener Wagen auf der Rampe vor und zog geheimnisvoll wieder ab.

Da, um dreiviertel drei Uhr nachmittags, verbreitete sich unter der harrenden Menge die Nachricht, daß dem Prinzen soeben ein Sohn geboren sei!

Eine freudige Bewegung ergreift das Publikum. Auf einmal arbeitet sich eine ganz gewöhnliche Kutsche durch die Menge, und darin sah, schlicht und freudig, der damalige Prinz-Regent, unser nachmaliger Kaiser Wilhelm I.

In der Freude seines Herzens war er in den ersten besten Mietwagen gestiegen, um nur so rasch wie möglich hieher zu gelangen, um den neugeborenen Enkel zu sehen. Kaum war der Prinz-Regent im Palais verschwunden, als auch schon Prinz Friedrich, der junge, glückliche Vater, mit einer Dame, und zuletzt Papst Brangel mit treusiedendem Gesicht erschien, und Alle bestätigten mit lächerlichen die frohe Botschaft.

„Kinderken“, rief Brangel zu dem Volke herab, „es ist mich ein tüchtiger Neff!“

„Garbe?“ fragte ein Schusterjunge hinauf.
„Jawohl Garbe! — Warte, Junge, hier hast'n Sechser!“
Vergnügt war der alte General dem Schusterjungen einen Sechser hinab.

Spruch

Willst du fremde Fehler zählen,

Heb an deinen an zu zählen;

Ist mir recht, dir wird die Weile

Zu den fremden Fehlern fehlen.

Ständisch von Kogon.

Durch die Blume. Der Rentier Goldreich schreibt seinem Sohne, dem Studiosus Richard, er möge, wenn er sein Abgangsgepäck von der Universität glücklich bestanden, sofort telegraphieren — da werde er ihn dann mit seinem neuen Automobil abholen. — Das Telegramm lautet aber: „Lieber Vater, das Automobilfahren ist mir zu gefährlich.“ Richard.

Protest. „Den Raubtösch dürfen Sie nicht pflanzen! . . . Ohne denselben könnte ich meinen Beruf nicht ausüben . . . ich bin Wetterprophet!“

Krazel-Splittler. Gelbeiß findet sich nur an sehr steilen Felsabstürzen. Man pflückt es am besten bei kleinen Tingen, die am Wege stehen und 50 Cent. dafür haben wollen. — Schwindelfreie Bergsteiger schwindeln oft am stärksten. — Ginzian kommt in Höhen bis 2000 Meter fort, in unbeaufsichtigten Gassen ist das Fortkommen bis zur Schneegrenze konstant. — Hat man die Wahl zwischen Alpen und See, so gehe man zuerst an einen Alpensee und dann in die Seealpen. — Eine unter Umständen lohnende, stets aber gefährliche Tour führt über den Col di Tenda nach Montecarlo. — Auf dem Dittler sehen die Herausgenommenen am heruntergekommenen aus. — Die Bergtraufheit sucht am stärksten denjenigen heim, der in der Stadt juckt, seinen Urlaub bekommt und gern in die Berge möchte.

Geschäftliches.

Das Thüringische Technikum Jena hat, nachdem die Leitung desselben in die Hände des langjährigen stellvertretenden Direktors, Herrn Georg Schmidt übergegangen ist, wesentliche Erweiterungen und Verbesserungen in seiner Organisation erfahren. So sind z. B. für den ersten Ausbau eines Maschinenlaboratoriums 50 000 Mark bereit gestellt worden. Außerdem sind mit der Anstalt verbunden große Fabrikationswerkstätten für Maschinenbau und Elektrotechnik, in denen auch Volontäre praktische Ausbildung finden können. Nähere Auskunft erteilt die Direktion der Anstalt.

Aus Haus und Hof.

Rohkohl mit Bratwurst. 6 Personen. Drei Stunden. Zwei Kohlköpfe werden von den groben Blättern und dicken Rippen befreit, je in vier oder sechs Teile geschnitten und nebst etwas Bratenfett (im Notfall Schweinefleisch), 2 kleingehackten Zwiebeln und einer Kelle Fleischbrühe eine gute Stunde gedünstet. Dann gibt man etwas Pfeffer, Salz, 1–2 Glößel Nelke, 1 Teelöffel Zucker und 1–1½ Pfund in Stücke zerlegte Bratwurst (nach Belieben auch einzelne kleine Sautischen) dazu, deckt die Kaffeekanne gut zu und läßt alles zusammen noch 30–40 Minuten dämpfen; schmeckt ab, kräftigt das Gemüth noch mit 10–12 Tropfen Maggi Würze im Geschmack und richtet Wurst und Kohl zusammen an. Dazu reicht man Salz-tartoffeln. v. Bg.

Rahmbraten. Ein gutes Stück Rindfleisch wird in heiße Butter gelegt und auf beiden Seiten recht stark gebraten. Danach nimmt man das Fleisch vor dem Anrichten heraus und gibt statt dessen ½–1 Tasse Rahm in die Pfanne und lasse diesen mit der Sauce kochen, bis sie schön braun



ist. Dann wird das Fleisch noch etwa 5 Minuten in die Sauce gelegt und sogleich zu Tisch gegeben. Sehr kräftig und fein.

Melonensuppe. Hierzu kann man eine sehr weiche, bereits angefaltete Melone verwenden, indem man das häutige, die Schale und Kerne entfernt, das übrige Fleisch in Würfel schneidet. Dieses setzt man mit Wasser, Zitronensaft und Zucker zum Feuer, nimmt einige der Melonenscheiben heraus, um sie nebst einigen gerösteten Semmelwürfeln in die Terrine zu tun. Zu den zurückbleibenden Stücken gibt man noch ein Liter Wasser, einige hartgekochte Semmelscheiben und läßt dies noch ½ Stunde kochen, worauf man die Suppe durch ein Sieb gibt. Noch einmal zum Feuer gesetzt, fügt man nach Belieben 1 Stück Jint und 1 Glas Weiß- oder Apfelwein hinzu, quirlt die Suppe nach dem Aufkochen mit 1–2 Eibotteln ab und gibt sie mit den in der Terrine befindlichen Semmel- und Melonenscheiben auf.

Rebhühner mit Eismus. Man nimmt hierzu alte Rebhühner, die man nicht pflückt, oder auch bardiert und in der üblichen Weise dämpft. Gleichzeitig bereitet man ein Eismus, das man auf tiefer Schüssel anrichtet. Die nur halbierten oder gedritteln Rebhühner legt man in die Mitte und garniert ringsum mit kleinen Bratwürstchen und Broterölkons. Den mit einem Löffel brauner Sauce verfochten Fond gibt man extra.

Schabesticks von Wild. Zutaten: 1½ Pfund Wildfleisch (ohne Knochen), ¼ Pfund Speck, ¼ Pfund Salz, 10 Körner Pfeffer, 150 Gramm Butter. — Zubereitung: 1½ Pfund sauber gehäutetes Wildfleisch wird mit dem kleingeschnittenen Speck zweimal durch die Fleischhackmaschine gelassen. Dies Fleisch vermengt man dann mit Salz und feingestochenem Pfeffer, formt Beefsteaks davon, die man recht fest zusammenbrücken muß und brät sie in brauner Butter, unter fleißigem Begießen auf beiden Seiten 4–6 Minuten. Auf heißer Schüssel angerichtet, übergießt man die Steaks mit der braunen Butter. — Dauer der Zubereitung: 1 Stunde.

U. Genfer und Glashütter Uhrenfabrik
G. Jäger • Konstanz 24.
Uhren-Versandhaus
14 Tage zur Probe
versende ich gegen Nachnahme meine Silber-Remontoir, Reichsstempel 80/100, mit feinem Goldrand zu 9 Mk.
Nickel-Remontoir (Ankerwerke) 4
Weckeruhren 2
Nur Prima-Werke mit 2jähriger schriftl. Garantie.
Kataloge mit über 700 Abbild. franko und gratis.

Clichés, Autotypie und Strichätzung
Wilhelm Greve
Graph. Konstanzstall
Schnellste Lieferung
Billigste Preise
Berlin S.W.
Rittersstrasse 50.

Kein Gutsbesitzer!
Kein Geschäfts-Inhaber!
Kein Buchhalter!
Kein Rechnungsführer!
Kein Commis!
Kein Lehrling!

Es versäume überhaupt Niemand, der Bücher führen oder solche führen lassen muss, sich den praktischen Leitfaden von G. v. Marby (Taschenformat)

„Der perfekte Buchhalter in einfacher und doppelter Buchführung“

gegen vorherige Einsendung von M. — 45 kommen zu lassen. Mein Leitfaden macht die Grundzüge beim Buchen, Uebertragen und Abschreiben der Bücher durch beigefügte bildliche Darstellungen leicht faßlich und sofort Jedermann verständlich; falsche Buchungen daher fernor unmöglich!

Spart Zeit und viel Geld!
Sichert bessere Existenz, höheres Gehalt!

Zu beziehen durch den Verlag

MAX PASCH, BERLIN SW., Ritterstrasse 50.

Anzeigen finden in diesem Blatte weiteste Verbreitung!

